



SVEN MARQUARDT

DIE NACHT IST LEBEN

AUTOBIOGRAPHIE

ullstein extra 

Das Buch

»Ein Chronist der Unangepassten«
Berliner Zeitung

Ob als Punk im Prenzlauer Berg der achtziger Jahre, als Arrangeur verstörender Fotos vor und nach der Wende – oder als Einlasser im Berliner Club Berghain: Sven Marquardt ist immer tief abgetaucht ins Leben. Manchmal ist er auch untergetaucht, um wieder aufzutauchen. Dabei hat er Geschichten gesammelt: über Menschen, ihre Lichtblicke und Abgründe. Und über eine Liebe, die Glück und Schmerz bedeutet und für ein ganzes Leben reicht: die zu Berlin.

Die Autoren

Sven Marquardt, 1962 in Ostberlin geboren, aufgewachsen im Prenzlauer Berg, Ausbildung zum Fotografen. Die Fotokünstlerin Helga Paris wird seine Mentorin. Erste Ausstellungen Ende der achtziger Jahre, Auftragsarbeiten für die Modezeitschrift SIBYLLE. Seit 1994 Einlasser an unzähligen Clubtüren Berlins. Seit 2000 künstlerische Fotoprojekte u. a. für Levi's, Hugo Boss und das Berghain. 2010 und 2011 erschienen die Fotobildbände »zukünftig vergangen« und »Heiland«. Sven Marquardt lebt und arbeitet in Berlin.

Judka Strittmatter, Jahrgang 1966, ist Autorin und freie Journalistin und lebt in Berlin und Brandenburg. 2001 war sie für den Henri-Nannen-Preis nominiert, 2012 erschien ihr erster Roman Die Schwestern. Sven Marquardt porträtierte sie bereits 2009 für die Berliner Zeitung.

SVEN MARQUARDT

MIT JUDKA STRITTMATTER

DIE NACHT IST LEBEN

AUTOBIOGRAPHIE



ullstein extra

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Wir wählen unsere Bücher sorgfältig aus, lektorieren sie gründlich mit Autoren und Übersetzern und produzieren sie in bester Qualität.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Ullstein extra ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein-extra.de

ISBN 978-3-8437-0860-9

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014
Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung,
Verbreitung, Speicherung oder Übertragung
können zivil- oder strafrechtlich
verfolgt werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: © Andreas Mühe / © VG Bild-Kunst, Bonn 2014

E-Book: [LVD GmbH](#), Berlin

»Gleiche einen jeden Gedanken durch seinen genauen
Gegensatz aus, denn die Vermählung dieser beiden ist die
Vernichtung der Illusion.«

Aleister Crowley

PROLOG: FRAU ERBLICH UND DIE HALLE AM BERGHAIN

Am Anfang muss ich von einem Abschied erzählen, denn ich habe ein gespaltenes Verhältnis zu Abschieden. Zum einen mag ich sie, weil ihnen etwas Melancholisches innewohnt, und ich liebe die Melancholie. Auf der anderen Seite schmerzen sie mich, weil sie Auseinandergehen bedeuten. Weil man sich trennen muss von einer Person oder einer Situation, die man mag oder die man im Herzen trägt. Manchmal machen mich solche Situationen zynisch, weil die schöne und die hässliche Seite des Abschiedes dann in mir miteinander ringen. »Abschiedig« ist ein typisches Marquardt-Wort, die Leute um mich herum kennen es schon. Wann immer mir ein Abschied bevorsteht, versuche ich mir die drei lateinischen Worte vorzustellen, die an der Eingangstür meines Lieblingstätowierers in Berlin-Mitte prangen: *principio respice finem* – Bedenke am Anfang das Ende.

Es war im Spätsommer 2009, als ich in der Halle am Berghain die Serie »Angesicht« fotografierte. Die Halle ist fast schon so etwas wie mein Atelier, seit vielen Jahren der Set für meine Shootings. Ihre Rauheit und Härte, ihr Industriecharme und ihre Unvollkommenheit sind die optimale Kulisse für meine Bilder. Die Halle war vor

Jahrzehnten Teil des Heizkraftwerkes, aus dem das Berghain hervorging. Von dort aus wurde das Viertel rund um die Stalinallee mit Wärme versorgt.

Ich werde nie vergessen, wie es war, als ich sie vor elf Jahren das erste Mal betrat. Es kam mir vor, als wenn ich schon einmal dort gewesen wäre, in meinen Träumen. Ich dachte an »Metropolis«, an Fritz Lang, es war einsam und wehmütig – einfach wunderschön. An die Westseite der Halle hatte jemand ein riesiges Pentagramm gemalt, ich fühlte mich sofort zu Hause. So sieht das Berlin aus, das ich liebe und das auszusterben droht – unsaniert, morbide, belassen.

Zwischendurch trug die Halle den Namen »Kubus« und sollte zu einem Veranstaltungsort umgebaut werden, aber das wurde wieder und wieder verschoben. Heute ist sie einfach wieder die »Halle am Berghain«, ich konnte bleiben, daran hat sich bis heute nichts geändert. Manchmal muss ich das Feld räumen für das Staatsballett oder die Fashion Week, aber dann kann ich wieder zurückkehren zwischen die Mauern, in denen in den letzten Jahren unzählige meiner Fotos entstanden sind.



Shooting in der Halle am Berghain, 2009.

Für Arbeiten zu »Angesicht« liehen mein Team und ich uns einen Bentley, silbergrau und total sexy. Er kam mit tausend Auflagen, wie wir ihn zu behandeln hätten. Ich ließ ganz verschiedene Typen in diesen Bentley einsteigen, Junge und Alte, Verliebte, Verlassene, Menschen, die mir täglich im Alltag und in der Nacht begegnen, Familien, Kickboxer, ein bisschen Rotlicht. Zu allen setzte ich einen Mann mit Maske – die Versinnbildlichung des Teufels oder des Schicksals.

Für dieses Shooting hatte ich auch mein ältestes Model gebucht, sie war schon in ihren Siebzigern – Frau Erblich.

Frau Erblich sollte neben einem jungen Mann einsteigen, der eine verflossene Liebe darstellte. Insgesamt dreiviertelmal hatte ich bereits mit ihr gearbeitet, gefunden hatte ich sie gemeinsam mit Viron, einem Kollegen von der Berghaintür, der für diese Produktion das Artwork übernahm.

Viron hatte gerade sein Modestudium in Antwerpen abgebrochen, weil ihm der allgegenwärtige Leistungsdruck ein Gefühl von Unfreiheit gab. Er konnte bereits unzählige Diplome vorweisen, der Titel seiner Abschlussarbeit im Fach Modedesign trug den Titel »Mutti hat heut' etwas Schwarzes an« – eine Strickkollektion. Er fragte mich, ob ich Lust hätte zu fotografieren, es war unsere erste Zusammenarbeit. Für die Rolle der Mutti suchten wir eine ältere Dame, die als Alleinstellungsmerkmal in dieser Fotoreihe eine Kittelschürze zwischen all den Models mit Strickklamotten tragen würde. Weil wir in unserem Umfeld niemanden fanden, traten wir an Agenturen heran, schauten uns verschiedene Porträts an, und als wir Frau Erblich sahen, wussten wir, die ist es. Camilla Erblich. Allein ihr Name. Großartig.

Camilla Erblich kam aus Berlin-Buckow, war total fit und auf den ersten Blick ein bisschen unscheinbar. Auf den zweiten aber schon gar nicht mehr. Ihre langen grauen Haare fielen ihr den gesamten Rücken herunter, meist aber waren sie zu einem ordentlichen Knoten zusammengesteckt. Sobald man diesen löste und sie die erste Schminke im Gesicht hatte, begann jedes Mal eine wundersame Verwandlung mit ihr.

Ich habe Frau Erblich auch für ein Plattencover des

Berghain-DJ Len Faki fotografiert, dafür trug sie eine Levi's-Vintage-Jeans und eine Westernbluse mit Rüschen und Glitzer – eine Spitzenkombination. Auch da waren ihre Haare offen und eingedreht, und sie trug angeklebte Wimpern. Sie sah phänomenal aus – ihre Falten, das gepuderte Gesicht. Ich war sehr angetan von so viel Würde.

Frau Erblich saß immer brav am Set, wartete auf ihren Einsatz und beobachtete das Geschehen haargenau. Sie war neugierig, offen und zurückhaltend zugleich. Ich hatte anfangs das Gefühl, ich müsste sie öfter mal fragen, ob ihr alles recht sei oder sie etwas haben wolle, aber sie sagte immer nur: »Alles gut!« Damit ließ ich sie dann auch in Ruhe. Ich glaube, dass sie zwischen uns Jüngeren nicht die alte Dame mit der Sonderbehandlung sein wollte.

Von ihrem Leben habe ich nicht viel erfahren, zum einen, weil ich nicht so der Ausfrager bin, zum anderen, weil sie sich selbst zurückhielt damit. Eine Zeitlang war sie wohl am Deutschen Theater, aber ich kann nicht sagen, als was. Insgesamt erweckte sie den Eindruck, als hätte sie ein spannendes und emanzipiertes Leben geführt. Ob es da eine Familie gab – keine Ahnung, Katzen auf jeden Fall. Mit dem Modeljob besserte sie ihre kleine Rente auf.

Bevor sie zum Set kam, haben wir immer telefoniert, ob sie etwas mitbringen kann: Accessoires, ein Kostüm oder Hackenschuhe. Manchmal, wenn sie schon zurechtgemacht war, kamen Sätze von ihr, dass sie sich freue, so viel Aufmerksamkeit zu bekommen. Im normalen Leben sei das nicht so. Durch das Abschminken und durch das Stecken ihres Knotens nach der Arbeit bekam sie wieder etwas

Unscheinbares, aber das Interessante in ihrem Gesicht, das blieb, das war nicht angepinselt.

Auch für die Serie »Angesicht« telefonierte ich im Vorfeld, was sie mitbringen könnte aus ihrem privaten Fundus. Und dann gab es da plötzlich diesen seltsamen Moment. Wir verabschiedeten uns, legten den Hörer auf, und fünf Minuten später rief sie mich noch einmal an und fragte: »Herr Marquardt, soll ich Hackenschuhe einpacken?«

»Aber Frau Erblich«, sagte ich, »das haben wir doch gerade besprochen.«

Der Tag, an dem es losgehen sollte, war sonnig, und als Frau Erblich bei uns ankam, sah sie verärgert aus. Ich fragte, was los sei, sie meinte, sie hätte den Weg vom Ostbahnhof zur Halle am Berghain nicht gefunden und deswegen anderthalb Stunden gebraucht. Dazu muss man sagen, dass es lediglich sieben Fußminuten bis dahin sind und sie diesen Weg eigentlich kannte.

Sie erschien mir auch abwesender als sonst. Bevor sie sich die Haare und das Make-up machen ließ, saß sie noch draußen, und es war immer noch dieser Zorn in ihrem Gesicht. Sie sagte dann auch, dass der Mauervorsprung da oben am Haus das letzte Mal noch nicht da gewesen sei. Aber das stimmte nicht. An dem Haus war seit Jahrzehnten nichts gemacht worden.

Ich habe diesen Augenblick nicht gleich deuten können. Beim Fotografieren dann waren mir aber ab einem bestimmten Punkt die Erinnerungen an meine Großmutter und Mutter so gegenwärtig, dass es mir kurz die Kehle zuschnürte. Ein trauriger, schmerzhafter Augenblick von

schönen und traurigen Erinnerungen an Vergänglichkeit. Wie Frau Erblich so dastand, so fragil und verletzlich, das rührte mich, und ich musste kurz die Kamera weglegen.

Mit diesem Vergessen, das einen im Alter erfasst, habe ich mich erst später beschäftigt. Dabei kamen mir Gedanken wie dieser, dass es vielleicht ganz schön ist, auf diese Art und Weise aus dem Leben zu gehen, in dem man die Dinge Stück für Stück verliert. Andererseits bringt es auch Verzweiflung und Angst mit sich, Orte und Menschen nicht mehr wiederzuerkennen.

Von diesem Tag an habe ich mich nicht mehr getraut,- Camilla Erblich anzurufen. Ich hatte Angst, dass sie nicht mehr weiß, wer ich bin. Diesen Augenblick auszuhalten, dafür fehlte mir die Courage, die Hilflosigkeit war stärker. Und die Situation – abschiedig.

HELDEN IN EINER VERFALLENDEN STADT

Silvester 1983: Robert und ich brechen zu einem unserer Alleingänge auf. Es ist kalt, es ist dunkel, wir sind glücklich. Wir stiefeln durch den dunklen Prenzlauer Berg zum alten Gasometer im Thälmannpark, in einem Beutel ein paar Kerzen und zwei Flaschen Weißwein, Grauer Mönch.

Der Gasometer, ein stillgelegtes Gaswerk, ist eine Ruine mit einer riesigen Kuppel und eigentlich gesperrt, aber Verbotsschilder haben uns noch nie aufgehalten. Schon oft waren wir hier, sind herumgestromert, haben Fotos gemacht und uns gefühlt wie Abenteurer.

Wir sind Anfang zwanzig und beide Fotografen. Wir kennen uns erst ein Jahr, aber dieses eine wiegt wie hundert. In dem sind wir zu Seelenkameraden geworden. Wir sind Punks, wir sind schwul, wir gehen keiner geregelten Arbeit nach. Wir sehnen uns nach Liebe, nach Anerkennung und Selbstverwirklichung. Wir sind auf einer Fahrt, von der wir nicht wissen, wohin sie gehen wird. Und wir leben in einem Staat, dem Leute wie wir nicht schmecken, der Leute wie uns weghaben will. Der seinen Bürgern vorschreibt, wie sie leben, wen sie lieben und was sie denken sollen. Dem setzen wir entgegen: Anarchie, Rausch und Verweigerung. Nächtelang treiben wir uns in

Kneipen herum, und wenn uns das Geld ausgeht, trinken wir die zurückgelassenen Weinreste der anderen aus.

Robert kennt sich am Gasometer bestens aus, er weiß, welche Aufgänge verschweißt sind, wo wir hineinschlüpfen können. Er hat mir die alte, zerfallende Industrie-Schönheit auch das erste Mal gezeigt.

Auch an diesem Abend steigen wir die Wendeltreppe hinauf, auch dieses Mal scheuchen wir dabei einen Riesenschwarm Tauben auf, der laut dröhnend davonflattert. Um zwölf fallen wir uns in die Arme und leeren den Grauen Mönch. Über uns der Nachthimmel, in dem ein paar müde Silvesterknaller zerplatzen, unter uns die Stadt, in der wir leben und die geteilt ist. Aber das wird uns erst ein paar Jahre später richtig aufstoßen, gerade leben wir das Leben, das wir wollen. In unserem Prenzlauer Berg, den wir nie »Prenzlberg« genannt hätten, weil das viel zu niedlich klingt. Seine Vorderhäuser und Hinterhöfe sind unser Revier. Und es ist uns egal, dass dieses Revier verfällt und morbide ist. Wir sind stolz, in Wohnungen zu leben, die andere nicht wollen, weil sie ihnen zu kaputt sind. Oder weil sie die Schönheit einer angegangenen Bleibe mit Stuck und Dielen nicht erkennen. Denn der durchschnittliche DDR-Bürger träumt davon, mit Zentralheizung und fließend Warmwasser in irgendeinem beliebigen Plattenbauviertel im Zentrum oder am Rande der Stadt zu leben. In Vorzeige- und Bonzenvierteln, mit denen wir nichts am Hut haben und die nichts mit uns. »Wir« – das sind Theater- und Filmleute, Maler, Bildhauer, Schwule und Lesben. Auch Trinker und Assis. Wir mögen Außenseiter – wir sind selber welche. Natürlich gibt es

auch Rentner und Arbeiter, die schon vor dem Mauerbau hier gewohnt haben und die Geschichten erzählen, die für uns bizarr klingen.



Kopenhagener von hinten, 1982.

Noch einmal dreißig Jahre weiter erscheinen sie einem regelrecht absurd. Denn würde man glauben, dass im heutigen schnieken Prenzlauer Berg nach dem Krieg Kühe und Schweine in den Hinterhöfen gehalten wurden, weil der Hunger so schlimm war? Dass in Rabatten und Parks, in denen heute Mütter ihre Wunderkinder mit optimiertem Brei füttern, früher ausgemergelte Berliner Kartoffeln und Kohl anbauten, um nicht zu krepieren?

Robert und ich lieben solche Geschichten, und wir

schätzen die »kleinen Leute«, die sie erzählen und die diese Art haben, die einem nichts vormacht. Aber leben wie sie wollen wir nicht. So abgezirkelt und vorbestimmt. Wir haben keinen Dünkel gegen den arbeitenden Menschen an sich, uns graut nur vor dieser Routine, diesem Hamsterrad, in dem die meisten verschwinden und bis zu ihrem Tode nicht mehr herauskommen. Vor diesem Verschwinden in der grauen Masse. Und Masse wollen wir nicht sein.

Weil wir in der DDR leben, brauchen wir kaum Geld, denn unsere Wohnungen kosten im Monat nur zwei, drei Zehner und ein Brötchen 5 Pfennig. Und was soll man überhaupt mit Geld anfangen in dieser DDR? Jahrelang auf ein hässliches Auto sparen? Um dann eine Reise ans Schwarze Meer zu machen? So, wie wir aussehen, würden wir da nie ankommen. Man würde uns gar nicht erst ausreisen lassen.



Linienstraße, 1988.

Wir leben »in Grenzen frei«, wie es der Titel einer Berliner Foto-Ausstellung von 2009 mit Bildern aus dieser Zeit auf den Punkt bringt. Wir stehen auf, wann wir wollen,

machen die Nächte durch, und wichtig ist, dass Shamtu grün da ist. Ein Haarspray aus dem Westen, das mit der größten Klebekraft. Das Ost-Haarspray taugt nichts, aber ein Punk, der etwas auf sich hält, hat einen festsitzenden Iro. Den kriegt er zwar auch mit Seife hin, aber dann darf er nicht in den Regen kommen. Außer er will, dass ihm die Augen brennen und er aussieht wie ein räudiger Hund.

Für Shamtu grün aber braucht man Forumschecks, um es im Intershop zu kaufen, oder eine Großmutter wie meine, die sich erweichen lässt und es von ihren Westreisen mitbringt. Glück also für uns, dass unsere Omis und Opis auch ohne besonderen Anlass »nach drüben« dürfen.

Selbst wenn wir in einem Land mit begrenzten Möglichkeiten leben, finden wir immer wieder Mittel und Wege, die Grundausrüstung für unsere Punk-Existenz zusammenzutragen: Kajalstifte, Moschus- und Patschuliöle, Räucherstäbchen. Der Mangel macht uns kreativ, auch in Sachen Klamotten. Netz- und Tülloberteile und sogar Lederhosen schneiden wir selbst, wir funktionieren Fahrradketten zu Halsketten um, und über eine ergatterte alte Motorradlederjacke freuen wir uns, als wäre sie das größte Glück auf Erden. Es bedeutet eine Menge Arbeit, so auszusehen, dass andere vor einem ausspucken. Das aber adelt den echten Punk. Wenn sich die Leute in der U-Bahn von ihm wegsetzen. Die Ablehnung der anderen ist sein Kick.

Eine Journalistin fragte mich vor kurzem: »Was war sie eigentlich, diese Prenzlauer-Berg-Boheme?« Ich antwortete ihr, dass uns dieser Begriff und seine Bedeutung damals-

total fremd waren. »Aber wenn Boheme bedeutet, so lange zu schlafen, wie man will, dann waren wir das. Unser Lebensgefühl war: Tu, was du willst. Und das war in einer Diktatur schon ein Stück Revolution im Kleinen.«

Es gibt ein Foto von mir aus dieser Zeit: Punk Marquardt in der U-Bahn. Der Waggon ist leer, neben mir nur ein Vopo in Uniform und mit Aktentasche – der Kontrast könnte nicht größer sein. Gemacht hat es Jörg Knöfel, ein Kollege, der schon tot ist.

Die U-Bahn fährt nach Friedrichsfelde, und ich sitze neben diesem Polizisten, der vom Dienst kommt. Jörg Knöfel amüsiert dieser Anblick so sehr, dass er unauffällig seine Kamera zückt. Der Stern druckt dieses Bild in seiner ersten kostenlosen Ausgabe für das geeinte Deutschland, das Heft steckt zur Wiedervereinigung 1990 in allen deutschen Briefkästen. Sehr zur Freude meiner Mutter, die es hasst, dass ich Punk bin, sich aber nun mit dem Gedanken abfinden muss, dass ich in allen deutschen Wohnzimmern ausliege.



Mit Vopo in der U-Bahn, 1985.

Vor kurzem tauchte dieses Foto auch am Alexanderplatz wieder auf, in einer Dauerausstellung über die ostdeutsche Revolution. Wenn ich es mir heute anschau, sehe ich einen bockigen, trotzigsten Jungen mit eher weichen und runden Gesichtszügen. Mir fällt dabei ein Satz ein, den ich mal aufgeschnappt habe: »Bis vierzig hat man das Gesicht, mit dem man geboren wurde. Ab vierzig hat man das Gesicht, das man verdient.« Ein guter, ein wahrer Satz.

Ich mag mein Gesicht heute mehr als mit Mitte zwanzig.

FÜR IMMER PANKOW

Mein Start ins Leben ist ein guter, zumindest die ersten sieben Jahre lang. Zufriedene Eltern, viel Liebe, viel Verhätschelung. Eine Kindheit in Berlin-Pankow. Mit einer rührigen Großmutter im Prenzlauer Berg. Oft holt sie mich vom Kindergarten ab. Jung ist sie, erst in ihren Vierzigern. Würden wir heute rund um den Senefelder Platz leben wie sie damals, sie würde als meine Mutter durchgehen. Ihr Vater hat in dieser Ecke eine Bäckerei betrieben, die Urgroßeltern haben im Hinterhof noch selber Brot gebacken. Leider erlebe ich das nicht mehr, 1957, fünf Jahre vor meiner Geburt, machen sie ihren Laden dicht.



Lottumstraße, 1982. Nur eine Straße von meinen Großeltern entfernt.

Die Gegend um den Senefelder Platz herum ist bis heute mein Lieblingsfleckchen im Prenzlauer Berg. Auch wenn es dort schon immer anders war als in Pankow, größer, rauer. Bis vor kurzem gab es da ein Haus, auf dessen Putz noch die alten Händlerschriften zu lesen waren und das so aussah, als könnte ich jederzeit als Steppke herauspurzeln.

Laufe ich heute in dieser Gegend herum, blitzen in meinem Kopf nur schöne Erinnerungen auf: Da ist dieser Zooladen in der Schwedter Straße, an dem ich mir die Nase platt gedrückt habe und in dessen Fenster gefühlt zweihundert Wellensittiche umherflatterten. Ihre Voliere füllte ein ganzes Zimmer aus. Stundenlang beobachtete ich

die Vögel. Was für einen bunten Farbtupfer sie in das Grau der Häuserfronten setzten!

Aber habe ich Ostberlin damals als grau empfunden? Nein, nur viel leerer. Etliche Häuser waren weggebombt, es gab viele Brachen in der Stadt. Aber die machten die Stadt auch weiter, durchlässiger. Ließen mehr Platz zum Atmen.

Die alten Wege sind mir heute nicht entfremdet, nur weil fünfundzwanzig Jahre nach der Wende die meisten Baulücken gefüllt sind und alles schon dreimal ausgetauscht worden ist – die Läden, die Mieter, das Lebensgefühl. Früher war es einfach anders, nicht so herausgeputzt und vollgestopft. Es standen nur drei, vier Autos in einer Straße, es gab keine Leuchtreklame, keine Werbeaufsteller. Es gab eine Leere, die auch etwas Poetisches, Beruhigendes hatte und die Robert mit seinen Schwarzweißbildern immer gut dokumentiert hat.

Anfang zwanzig sind meine Eltern, als sie heiraten. Was weiß man da schon vom Leben und all seinen Wirrungen? Ich hätte in diesem Alter noch keine Verantwortung übernehmen wollen. Meine Mutter ist medizinisch-technische Assistentin, mein Vater Autobahnbauer. Jung zu heiraten ist typisch für die DDR, nur als Ehepaar hat man die Chance, eine Wohnung zu bekommen. Und natürlich wollen meine Eltern alles richtig machen mit der Liebe, und eine Zeitlang schaffen sie das auch.

Doch dann bricht mein Vater aus – ihm gefallen auch andere Frauen. Er kommt nur noch spät oder selten nach Hause. Es ist die Zeit, in der mein Männerbild völlig verrutscht. Und in der die Enttäuschung stetig in mir wächst: nichts mit Glaubwürdigkeit und Vertrauen, nichts

mit »väterlicher Identifikationsfigur«. Meine ist schlichtweg nicht da.

Kommt mein Vater dann doch mal nach Hause, steigt die Anspannung sofort, immer öfter sagt meine Mutter zu mir: »Geh bitte auf dein Zimmer, spielen!« Ihr Ton verheißt: Widerrede ist zwecklos. Ich bin sechs, ich gehorche. Aber wie soll ich spielen, wenn ich meine Eltern durch die Wände streiten höre? Ich will zu ihnen, ich will, dass alles wieder gut ist.

Frühmorgens kommt meine Mutter zu mir ans Bett und tut, als wäre nichts gewesen. Sie küsst mich und nimmt mich in den Arm. Später sitzen wir beide in der Küche, sie schmiert mir die Schulbrote, und über dem Lächeln, das sie versucht, sehe ich ihre verweinten Augen. Die sehe ich immer wieder in dieser Zeit.



Jugendweihe, 1976. Mit den Eltern.

Die Scheidung kommt, als ich in der ersten Klasse bin. Ein dramatischer Einschnitt für meine Mutter und mich. Der Verlust des Mannes und des Vaters schmerzt. Ein Gefühl, das noch lange anhalten wird. Und die Verzweiflung so schürt, dass meine Mutter mit mir zu Weihachten zum Haus seiner neuen Familie fährt und dort Geschenke an die Tür hängt. Das ist ihre Art zu kämpfen. Ich stehe neben ihr, sehe ihr zu, mir ist hundeelend.

Trotzdem leben wir weiter. Meine Mutter beginnt ein Fernstudium, ich habe meine Aufgaben im Haushalt: einkaufen, abwaschen, Kohlen holen. Letzteres erledige ich